

(Nachdruck verboten.)

42]

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Die Ehehalten des Schuller verbreiteten es bald im Dorfe, daß ihr Bauer den Glauben abgeschworen habe und kein Christ mehr sein wolle.

Aber die Erlbacher hätten das auch ohne die Nederei bald gemerkt, denn bei allen heiligen Handlungen, die in dieser Zeit schnell hintereinander folgen, fehlte der Andreas Vöst.

Er trank nicht vom gesegneten Johanneswein; er war nicht bei der großen Salz- und Wasserweihe, die am Abend vor dem Dreikönigstage gehalten wird, und er ging am Lichtmeßtage nicht mit einer gereinigten Kerze in der Prozession.

Die Schullerin brachte freilich geweihtes Salz heim und vermengte es mit dem Johanneswein, auf daß die Mischung das ganze Jahr aufbewahrt bleibe und davon jedem Stück Vieh gegeben würde, welches in den Stall käme.

Aber wie konnte es helfen und den Schaden abwehren, wenn der Hausherr den Brauch nicht ehrte?

Sogar den Blasiussegen verächtete er.

Er war nicht unter den Leuten, welche am Tage nach Lichtmeß vor dem Altare knieten; er ließ sich nicht die gekreuzten Kerzen an den Hals legen, daß er von Krankheit verschont bleibe.

Aber wenn der Schuller glaubte, daß er für sich allein nach eigenen Gesetzen leben könne, irrte er sich.

An seine Feindschaft mit dem Pfarrer hätten sich viele nicht gekehrt; die gab es zu allen Zeiten, voraus jezt, wo sich die Bauernbündler zusammantaten.

Aber wer sich von Herkommen und Brauch losmacht, verliert den Boden unter den Füßen. Darin hatte die Schullerin mit ihrem Weiberverstande klarer gesehen wie der Bauer.

Das Ansehen wurde ihm gemindert, in der Gemeinde, wie im Hause.

Denn die Sitte ist älter als die Menschen. Und sie ist stärker.

Weil sie das nüchterne Leben segnet, ist sie ehrwürdig, und weil sie ehrwürdig ist, kann sie keiner ohne Schaden verleben.

Sie ehrt die Arbeit, sie gibt der Fröhlichkeit und der Trauer Bedeutung.

Absonderlich der Bauer hängt mit zäher Treue an ihr.

Sie begleitet ihn von dem Tage an, wo der Göt seinen Einbindtaler dem Läufling in die Windeln steckt, bis zu der Stunde, wo ehrsame Nachbarn seinen Sarg dreimal auf die Schwelle des Hauses niederlassen, bevor sie ihn auf die Schultern heben.

Daß der Schuller heraustrat aus dem festgefügtten Kreise, mißfiel allen.

Auch dem Haberlschneider.

Er sagte dem Freunde offen, daß er unrecht damit tue, und daß ihn jeder tadeln müsse, der es gut mit ihm meine.

Wenn jezt der Pfarrer seinen Schmerz über den unchristlichen Haushalt auf der Kanzel verkündete, dachte mancher Rechtshaffene, daß er damit seine Pflicht tue.

Und im eigenen Hause mehrte sich dem Schuller der Verdruß.

Zu Lichtmeß sagten ihm alle Diensthöten auf. Sie wollten einem Herrn nicht dienen, der im Gerede stand; denn von dem Spotte fiel auch etwas auf sie.

Die neuen, welche kamen, taugten nicht viel. Sie glaubten von Anfang, daß sie in diesem Hause das Recht zur Niederlichkeit hätten. Wenn sie dann straffes Regiment spürten, wurden sie störrisch und mißmutig.

Der Hofknecht war das Jahr zuvor bei einem Bauern in Webling gewesen, der alle fünf gerade sein ließ und seinen Stall unrein hielt.

Gerade in dem Punkte war der Schuller genauer wie andere; er hatte nicht bloß in seinem eigenen Anwesen alte Mißbräuche abgeschafft, sondern auch Nachbarn und Freunde darüber belehrt, daß die alte Manier schädlich sei.

Er sah streng darauf, daß jede Futterzeit Dünger und Streu entfernt wurden, damit die Pferde ein trockenes und reinliches Lager hatten

Dem neuen Knechte war die Arbeit zu viel. Als ein richtiger Faulenzer wußte er immer Gründe anzugeben, wenn er die Streu liegen ließ.

Der Boden sei zu hart, sagte er, und er dürfe doch nicht jedesmal einen großen Haufen ausbreiten; da sei es gescheiter, frische Streu auf die alte zu legen.

Der Schuller machte ihm begreiflich, daß es ihm auf ein paar Strohbindel nicht ankomme. Uebertreiben müsse man es ja nicht; und ein hartes Lager sei immer noch besser, wie Schmutz oder Rasse.

Der Hansgirgl hörte zu und sagte, er wolle in Gottes Namen jedesmal frische Streu aufschütten; aber die alte warf er lieberlich in eine Ecke des Stalles.

Da mußte ihn der Schuller wieder mahnen. Er habe ihn doch angeschafft, daß er die alte Streu auf den Misthaufen bringen solle.

Der Hansgirgl sagte, es sei draußen zu kalt, und er habe die Stalltüre nicht aufmachen dürfen, sonst wäre die Luft hereingekommen.

Der Dallhammer von Webling sei scharf darauf gewesen, daß die kalte Luft nicht in den Stall komme. Das sei eine alte Dummheit, entgegnete der Schuller.

Bei ihm müsse es anders gemacht werden. Nur auf mit der Tür, dreimal im Tag, und den Mist hinausgefahren! Die Luft sei was Gutes für Mensch und Vieh.

Ein paar Wochen tat es gut.

Bis eines Tages der Hansgirgl wieder frische Streu auf die alte warf.

Diesmal sagte der Schuller schärfer an.

„Ja, hab' i Dir's it g'sagt, daß i dös it mag? Is mei Reden für gar niz?“

„'s Roß liegt oamal z'hart, und de alt' Strah is gar it nah; beim Dallhammer ham mir de Strah glei drei und vier Täg liegen lassen.“

„Was geht denn dös mi o, was der Dallhammer tuat?“

„Der sell hat aa was verstanden, und 's Roß braucht it so hart liegen.“

„Bei mir g'schieht dös, was i will. Und dös mirkst Dir amal guat!“

Der Hansgirgl räumte verdrossen den Mist zusammen und streute frisch auf. Wie er mit der Arbeit fertig war, band er den Schurz ab und zog seinen Zanker an.

Eine Viertelstunde später saß er beim Wirt, und drei Stunden später saß er noch dort.

Seinen Gut schob er von einem Ohr auf das andere, und jedesmal, wenn ihm die Kellnerin eine frische Salbe brachte, ließ er sie trinken. Er sagte, daß er sich nichts gefallen lasse. Und das müsse schon eine ganz andere Herrschaft sein, von der er sich was gefallen lasse. Er wolle die Arbeit tun, akkurat so, wie beim Dallhammer von Webling; das Neumodische kenne er nicht und wolle er nicht, und es reue ihn, daß er vom Dallhammer weggegangen sei.

Die Pferde daheim wurden unruhig, als zur Futterzeit niemand kam.

Da ging der Schuller in den Stall und sah, daß der Hansgirgl ausgeblieben war. Er schüttete selber vor und war zornig über den Knecht, der nach so kurzer Zeit schon liederlich wurde.

Als er ihn später durch den Hof gehen sah, trat er auf ihn zu.

„Wo fimmst denn Du her?“

„I?“

„Ja, Du. Woast Du it, wann Zuatlerzeit is?“

„I waar scho kemma.“

„Du waar'st scho kemma! Müassen d' Roß warten, bi' Du g'nua g'lossen hoscht. Du stinkst nach'n Bier!“

„I ho gar it g'lossen. Wegen dera Salbe brauch' i m' net schimpfen lassen.“

„Balst ma dös nomal tuast, daß d' unter der Zeit zu' Wirt laast, nacha schmeiß' i Di aufi.“

„So, Du schmeißt mi aufi?“

„Zawohl, schnell g'nua.“

„Na, dös tuast Du net! I geh' a so und schaug mir um an richtigen Deanst in an richtigen Haus.“

„Nimm Di z'hannt!“

„Nimm mi gar it z'samm. Mi hat's a so den ersten Tag g'reut, daß i zu Dir kemma bi. U jeder Mensch sagt's, daß ma bei Dir it bleib'n soll. Du bist ja gar foa Christ! Du bist ja gar neamd!“

„Geh in Dei Kammer und pack Dei Sach'! Morg'n in da Fruah machst, daß D' weiter kimmst. Dei Büchl und Dein Lohn für dös Monat schid' i Dir umi. Und seh'n will i Di nimmer!“

Der Hansgirgl zog am nächsten Morgen ab. Einige Tage später ging auch die Mitterdirn nach einem geringfügigen Wortwechsel mit der Bäuerin. Die Päder Ulrich Marie mußte ihr einen besseren Platz, wo sie ihr Seelenheil nicht auf das Spiel setzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Das hat noch Zeit, sagte der Fährich etwas mürrisch. Das Mädchen ließ den Kopf sinken. Aber warum sollen wir nicht davon sprechen, sagte die Alte, die Sache ist abgemacht, so ist auch die Zeit nicht mehr fern. Schwab' nicht, sagte wieder der Fährich, jetzt heißt es fertig werden.

Hast Du Lufaschts neues Pferd gesehen? fragte die Alte. Das, was ihm Nitrij Andreitsch geschenkt hat, das hat er nicht mehr, er hat es umgetauscht.

Nein, ich habe es nicht gesehen, aber ich habe heute mit dem Knecht unjeres Nieters gesprochen, sagte der Fährich, er hat wieder tausend Rubel bekommen, meint er.

Ein reicher Mann, gewiß, bekräftigte die Alte.

Die ganze Familie war heiter und zufrieden. Die Arbeit ging lustig vorwärts. Die Trauben waren reichlicher und besser, als sie selbst erwartet hatten. Nach dem Mittagessen gab Mariana den Ochsen Gras, rollte ihr Besämet unter dem Kopf zusammen und legte sich unter den Wagen auf das niedergetretene, saftige Gras. Sie trug ein rotseidenes Kopftuch und ein blaues, verschossenes Röhrend; aber es war ihr doch unerträglich heiß. Ihr Gesicht glühte, ihre Beine konnten keinen rechten Platz finden, ihre Augen waren von Schlaf und Müdigkeit matt; ihre Lippen öffneten sich unwillkürlich, und ihre Brust atmete schwer und tief. Die Arbeitszeit hatte schon vor zwei Wochen begonnen, und die schwere ununterbrochene Arbeit füllte das ganze Leben des jungen Mädchens aus. Am frühen Morgen, wenn der Tag graute, sprang sie aus dem Bett, wusch ihr Gesicht mit kaltem Wasser, warf ein Tuch um und lief barfuß in den Stall. Dann zog sie eilig Schuhe an, warf den Besämet über, nahm Brot in ihr Bündel, spannte die Ochsen an und fuhr auf den ganzen Tag in die Weingärten. Dort ruhte sie nur eine Stunde, schnitt Trauben ab, schleppte die Körbe herbei, machte sich abends, heiter und nicht ermüdet, auf den Heimweg, führte die Ochsen an einem Strid und trieb sie mit einer langen Rute an. Wenn sie in der Dämmerung das Vieh besorgt hatte, nahm sie Kerne in den breiten Ärmel ihres Hemdes mit und ging an die Erde, um mit den Mädchen lustig zu sein. Aber kaum war das Abendrot erloschen, so kam sie wieder nach Haus, aß in der dunklen Kammer mit Vater, Mutter und dem Bräudchen zu Abend, dann ging sie sorglos frisch in die Stube, setzte sich auf den Ofen und lauschte im Halbschlaf den Gesprächen ihres Nieters. Kaum war dieser fortgegangen, so warf sie sich auf's Bett und schlief bis zum andern Morgen einen festen, friedlichen Schlaf. Der nächste Tag verlief ganz ebenso. Lufaschts hatte sie seit dem Tage der Verlobung nicht gesehen, und sie sah ruhig dem Tag der Hochzeit entgegen. An den Nieter hatte sie sich gewöhnt und empfand es mit Vergnügen, wenn seine unverwandten Blide auf ihr ruhten.

30.

Obgleich man nicht wußte, wo man vor Hitze hin sollte, obgleich die Mäden in Schwärmen in dem kühlen Schatten des Wagens umherflogen, und obgleich ihr Bräudchen sich hin und her wälzte und sie dabei anstieß, war Mariana doch, das Tuch über das Gesicht gezogen, schon eingeschlafen. Da kam plötzlich die Nachbarin Ustjenka herbeigelaufen, schlüpfte unter den Wagen und legte sich neben sie.

Nun schlaf, Mädchen, schlaf! sagte Ustjenka, während sie sich unter dem Wagen zurechtlegte. — Halt, sagte sie, so ist's schlecht. Sie sprang auf, brach einige grüne Weinreben ab, hängte sie zu beiden Seiten an die Räder des Wagens und breitete noch ein Besämet darüber aus.

Du geh, rief sie dem Knaben zu, als sie wieder unter den Wagen schlüpfte — ist etwa für die Kuben der Platz bei den Mädchen? Geh fort.

Ustjenka war mit der Freundin unter dem Wagen allein. Sie umfaßte sie plötzlich mit beiden Armen, drückte sie an ihre Brust und begann sie auf Wangen und Hals zu küssen.

Nein Liebchen, mein Freund! sagte sie und brach in ihr feines, helles Lachen aus

Schau, das hast Du wohl beim „Großvater“ gelernt, antwortete Mariana und machte sich los. So laß doch.

Und sie brachen beide in so schallendes Gelächter aus, daß die Mutter sie ansahrie.

Bist wohl neidisch? sagte Ustjenka flüsternd.

Ach, schwab' nicht! laß mich schlafen. Nun, wozu bist Du hergekommen?

Ustjenka aber ließ nicht nach.

Also höre, ich will Dir's sagen.

Mariana richtete sich auf dem Ellbogen auf und rüdt ihr verschobenes Kopftuch zurecht.

Nun, was willst Du mir sagen?

Ich weiß was von Deinem Nieter.

Was gibt's da zu wissen? antwortete Mariana.

Ei, Du bist ein Schall, Mädchen, sagte Ustjenka, stieß sie mit dem Ellbogen an und lachte; Du erzählst auch gar nichts. Er besucht Euch?

Nun ja, er besucht uns, was ist dabei? sagte Mariana und errödete plötzlich.

Siehst Du, ich bin ein einfaches Mädchen, ich erzähle alles. Warum soll ich es Euch verbergen, sagte Ustjenka, und ihr heiteres, rosiges Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. — Tue ich denn jemand etwas Böses? Ich liebe ihn, und das ist alles.

Den Großvater, wie?

Nun ja.

Aber ist das nicht Sünde? versetzte Mariana.

Ach, Raschenka! Wann soll man denn lustig sein, wenn nicht, solange man ledig ist? — Dann heirate ich einen Kosaken, bekomme Kinder und lerne die Not kennen. Heirate Du nur erst den Lufaschts, dann ist die Freude auch vorüber, dann kommen die Kinder und die Arbeit.

Warum? Manche sind auch in der Ehe glücklich. Wie es kommt, antwortete ruhig Mariana.

Aber so erzähle doch wenigstens einmal, was Du mit Lufaschts gehabt hast.

Was? Er hat um mich geworben. Der Vater hat es auf ein Jahr verschoben; jetzt sind wir verlobt, im Herbst ist die Hochzeit.

Aber was hat er Dir gesagt?

Mariana lächelte.

Was soll er denn gesagt haben? Er hat gesagt, er liebt mich,

er hat mich immer, in die Weingärten mit ihm zu gehen.

Der Schmierfin! Du bist doch nicht gegangen, nicht wahr? Aber was er jetzt für ein tüchtiger Bursche geworden ist! Der erste Dsigit. Immer steckt er bei den Soldaten. Neulich ist unser Kirka gekommen und hat uns erzählt, was er für ein Pferd eingetauscht hat! Aber nach Dir bangt er sich immer. Und was hat er noch gesagt? fragte Ustjenka weiter.

Alles muß Du wissen . . . sagte Mariana lachend. — Einmal kam er zur Nacht an's Fenster geritten, betrunken. Er wollte herein.

Nun, und Du hast ihn nicht eingelassen?

Das fehlte?! Wenn ich einmal etwas sage, so bleibt's dabei. Jetzt wie ein Stein bin ich, antwortete Mariana ernst.

Aber ein tüchtiger Bursche ist er! Wenn er nur will, weist ihn kein Mädchen ab.

Mag er zu anderen gehen, antwortete Mariana stolz

Tut er Dir nicht leid?

Er tut mir leid, aber Dummheiten mache ich nicht. — Das ist schlecht.

Ustjenka ließ plötzlich ihren Kopf an die Brust der Freundin sinken, umfaßte sie mit ihren Armen und schüttelte sich am ganzen Körper vor verhaltenem Lachen.

Ach, töricht bist Du, eine Närrin, sagte sie herausplägend; Du willst kein Glück! und dabei begann sie wieder Mariana zu kitzeln.

Ei, so laß doch, sagte Mariana, unter Lachen aufschreiend.

Sieh, die Teufel, was sie für einen Lärm machen, erklang wieder hinter dem Wagen die verschlafene Stimme der Alten.

Du willst kein Glück, wiederholte Ustjenka flüsternd und richtete sich auf. Und Du hast Glück, bei Gott! Wie Dich die Menschen lieben! Du bist so garstig, und sie lieben Dich. Ach, wenn ich an Deiner Stelle wäre, wie würde ich dem Nieter den Kopf verbrehen. Ich habe ihn beobachtet, wie Ihr bei uns wart, am liebsten hätte er Dich mit den Augen verschlungen. Nein „Großvater“ — was hat mir der nicht alles geschenkt! Und Euler soll einer von den reichsten Russen sein. Sein Bursche sagt, er hat seine eigenen Bauern.

Mariana richtete sich auf und lächelte nachdenklich.

Was er mir einmal gesagt hat, dieser Nieter! — sagte sie und zerbiß dabei einen Grassalm. — Ich möchte der Kosak Lufaschts sein, sagte er, oder Dein Bräudchen Lufitsa . . . warum hat er wohl so gesprochen?

Das schwabst er so, wie es ihm einfällt, antwortete Ustjenka. Was spricht meiner nicht alles zusammen! Wie ein Verrückter! Mariana warf ihren Kopf auf das zusammengelegte Besämet zurück, schlang den Arm um Ustjenka und schloß die Augen.

Heute wollte er in die Weingärten zur Arbeit kommen; der Vater hat ihn eingeladen, sagte sie nach einer kurzen Pause, dann schlief sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Atmen, Sprechen, Singen.

Immer wieder geschieht es in einer Versammlung oder dergleichen, daß der Redende von den meisten Zuhörern nicht verstanden und nun gemahnt wird durch den Ruf „Lauter!“ Dann verstärkt der Redner seine Stimme, wird vielleicht zunächst ein wenig besser verstanden, sinkt aber bald wieder in seine frühere Weise zurück und wird abermals von den meisten nicht verstanden. Kommt der Ruf wieder, oder regt den Redner seine Sache, vielleicht auch ein Widerspruch, sehr auf, so spüren wir nun gleichsam seine Anstrengung mit: er schreit, sein Gesicht rötet sich, die Stimme schlägt vielleicht über und wird heiser, mit einem Produzieren von Lauten, die uns komisch oder tragisch anmuten.

Etwas vernünftiger schon würde der Ruf lauten: „Deutlicher!“ Ein leises, aber verständliches Sprechen ist uns mehr wert, als ein lautes, aber unverständliches. Auch der musikalische Spieler und Sänger macht sich nicht erst durch ein Fortes, sondern schon durch ein Pianissimo verständlich; und zwar deshalb, weil jeder wirklich musikalische Ton in geläuterter Weise erzeugt ist. Dazu gehört aber sehr viel — im Spielen wie im Singen wie im Sprechen.

Folglich genügt auch kein Ruf „Deutlicher!“, sondern eine Erlernung der Kunst des Sprechens muß vorhergehen, falls man über das Privatgespräch hinaus größere Leistungen vollbringen, also namentlich in einem weiten, etwa gar schlecht akustischen Raume sprechen will. Es handelt sich um eine physische Angelegenheit, nicht um eine geistige, die allerdings auch noch, aber erst nachher dazukommt. Ihre Erlernung ist Sache und autodidaktisch kaum zu erreichen; ihr einzig geeigneter Lehrer ist nicht etwa ein „erfahrener Versammlungsredner“, sondern lediglich der spezielle Sprechtechniker, der aber gewöhnlich auch schon im vollkommenen Gesangstechniker steckt.

Die menschliche Sing- und auch Sprechstimme ist im wesentlichen gleich der Wirkung eines Blasinstrumentes. Vier Bestandteile und Tätigkeiten machen das Ganze aus: erstens die Lunge mit ihrer Erzeugung des Atems; zweitens der Kehlkopf mit der Erzeugung des Tones in einer bestimmten Tonhöhe; drittens der Mund und zum Teil die Nase mit der Verleiherung der verschiedenen Klangfarben an den Ton; endlich viertens die Schädelhöhle und zum Teil die Brusthöhle mit der Beschaffung einer Resonanz, die den Ton ebenso voller macht, wie es der Körper der Geige oder der Resonanzboden des Klaviers mit dem Ton der Saiten macht.

Diese vier Stücke werden sowohl in der Theorie wie in der Praxis leider sehr ungleichmäßig berücksichtigt. Gewöhnlich beachtet man hauptsächlich nur das Zweite, also die Erzeugung eines so und so hohen Tones. Das Dritte, also die Stellung des Mundes als des „Ausgangspunktes der Pfeife“, wird auch von den besten Theoretikern vernachlässigt. Das Vierte, zumal die „Kopfresonanz“, ist noch ungünstiger daran. Das Erste, unsere „Luft“, bedarf theoretisch keines besonderen Aufgebotes von Wissen, wird aber praktisch leider meist ebenso an letzter Stelle beachtet, wie es seiner Bedeutung nach an erster Stelle beachtet werden müßte.

Wir gewöhnlichen Menschen atmen in der Regel falsch. Am richtigsten tun wir es als unverdorrene Kinder, und jederzeit im Schlafe, wohl auch beim körperlichen Sport (im guten Sinne des Wortes). Am falschesten tun wir es bei dem nicht kunstvoll ausgeübten Singen und Sprechen, zumal als Redner. Unser „Blasbalg“, d. h. die Lunge, sitzt im Brustkasten, den hauptsächlich die Rippen und nach unten das (über dem Magen liegende) Zwerchfell bilden. Ziehen wir Luft ein, so muß der Brustkasten sich naturgemäß gleichmäßig ausdehnen, insbesondere durch Auseinandergehen der Rippen und Hinuntergehen des sich ausbreitenden Zwerchfelles, das dann die Bauchwand nach vorne treibt.

Nun kann jeder Leser sofort ausprobieren, ob er richtig einatmet, etwa durch Beobachtung im Spiegel sowie durch Auslegung der Hand auf die und die Partien des Brustkastens. Er wird wohl unschwer bemerken, daß es an der Gleichmäßigkeit der Ausdehnung gar sehr fehlt. Namentlich versteifen sich einzelne Teile des Ganzen, wie z. B. der Hals, und die Schultern heben sich in einer mindestens unnötigen Weise, gehen auch meist eher nach vorn als, wie sie sollten, nach hinten.

An die Stelle der Totalatmung ist die Partial- (Teil-) Atmung getreten. Allein nicht die partielle, sondern die totale Atmung brauchen wir schon beim gewöhnlichen und noch mehr beim gesteigerten Sprechen und Singen. Die Partialatmungen haben ihren besonderen Wert für bestimmte hygienische und therapeutische Zwecke; so neben der „Flankenatmung“ die „Bauchatmung“, die als innere Massage des Unterleibes wirken kann, die „Spitzenatmung“ für eine in den Oberpartien leidende Lunge (die „Salzfässer“ an den Schlüsselbeinen deuten auf eine solche Unvollkommenheit und können durch Übung des Spitzenatmens „ausgefüllt“ werden) — endlich die „Schulteratmung“ für Herzleidende.

Von all dem sehen wir für unsere Normalbetrachtung ab, nur noch mit dem Bedauern, daß im Alltagsleben auch quantitativ zu gering geatmet wird, im Gegensatz zum „Tiefatmen“, das sich von selbst z. B. beim Bergsteigen sowie durch Kunst bei besonderem Vorgehen einstellt. Das untiefe Atmen läßt große Teile der Lunge untätig; und welchen Schaden dies für sie wie für den ganzen Körper bedeutet, ist leicht auszubedenken.

Nochmal: wir bedürfen eines totalen und vollen Atems, zumal beim gesteigerten Singen und Sprechen, also beim Kunstgesang und bei der Kunstrede. Daran haben wir auch gleich einen Anhalt, um

zu beurteilen, ob jemand für uns ein guter Lehrer ist: er wird un zweifelhaft, wenn er mit einer Partialatmung kommt. (Spricht er von „Zwerchfellatmung“, so meint er damit wohl nur die richtige Totalatmung, bei der ja meist das notwendige Hinuntergehen des Zwerchfelles fälschlich durch eine Schulter- oder sonstige Atmung ersetzt wird.)

All das ist historisch nicht neu. Die hohe Ausbildung der italienischen Gesangkunst seit dem 17. Jahrhundert kann gar nicht anders vorgegangen sein, als mit dieser Behandlung des Atems — und selbstverständlich zugleich der drei übrigen Hauptstücke der „Tonbildung“. Auch der vielberufene Verfall der Gesangkunst im 19. Jahrhundert und in unseren Tagen besteht nur darin, daß die wahre Gesangstechnik sich auf kleinere Kreise zurückzieht und in weiteren Kreisen vom Bluschertum überwuchert wird — d. h. daß sie hauptsächlich ihre Basis, die Atembildung als Vorstufe der Tonbildung, verliert. Was Komponisten des 18. Jahrhundertsts ihren Sängern (und Bläsern) zumal durch den Anspruch an das Aushalten des Atems zumuten konnten, das findet heute nur spärlich ein genügendes Können.

Aber denken wir uns mit Stichproben die Vergangenheit geprüft, beispielsweise etwa Berlin vor 20 Jahren, so läßt sich wetten, daß all dies noch immer und ebenso von Fachleuten vertreten wurde, wie in anderen Kunstzentren und um 20 Jahre früher oder um 20 später. Noch mehr: „man“ kannte schon immer die hygienische und therapeutische Bedeutung der Grundlage des richtigen Sprechens und Singens, also der Atmungskunst. Fragt sich nur, wie weit „man“ wirkte, namentlich gegenüber dem Verklümmern unserer im Stabtleben ungenügend betätigten Lunge und gar gegenüber dem höchsten Grad einer solchen Verklümmern: der Tuberkulose. Leider ist die Welt noch nicht so weit, daß in den Fabriken und Hauswerkstätten, deren Arbeit ja Musterbeispiele von Atmungsfehlern enthält, eine vorbeugende Atmungsgymnastik eingerichtet wird. Höchstens wird etwa Zigarrenarbeiterinnen gestattet, beim Wachen im Chore zu singen; und sonst erzieht ein oder der andere „Volkschor“, was dem Arbeiter an Atmung fehlt.

Doch für solche, gar nicht utopische „Zukunftsmusik“ gibt es Vorarbeiten genug. Namentlich haben Ärzte von Fach, aber mit einer den herrschenden medizinischen Richtungen widersprechenden Richtung einer „naturgemäßen“, zumal „physikalischen“ Therapie, ein Heil-Atmen empfohlen. Am geläufigsten ist der Name Schrebers geworden, dessen Zimmergymnastik geradezu eine Eroberung bedeutet. Speziell aber wurde an die immer schrecklicher auftretenden Lungenkrankheiten angeknüpft, mit dem Nachweise, wie viel die Atmungsgymnastik da heilend und vorbeugend helfen kann. Ärzte wie Niemeyer, Sonderegger, Gerster u. a. haben in literarischem und persönlichem Wirken längst das Ihrige getan.

Wleiben nur noch systematischer Zusammenfassungen und breiterer Anwendungen dessen übrig, was feststeht. Auf solche Weise gegen das Vorgehen von Neuem gewappnet und auf Wertverwertung des Alten hoffend, hören wir Vorträge über Atmungskunst, über Gesangstechnik usw. an, wie sie jetzt häufiger werden. Einen derartigen Doppelvortrag hielt kürzlich in Berlin die „Spezialistin für Gesang, Deklamation, hygienisches Sprechen und Atemgymnastik“, Jeanne van Oldenbarnevelt. Man darf, wie schon angedeutet, nicht glauben, daß hier Dinge zum Vorschein gekommen wären, für die der Freund unserer Sache nicht bequemer schon vorher Fachleute empfehlen könnte; und der etwas imperatorische Ton, mit welchem die Vortragende sich Neues zuschreibt, ist mindestens unnötig. Aber die Konsequenz, mit der sie ihre Bestrebungen in den Dienst nicht nur der Kunst, der Hygiene und der Frauenbewegung (ohne Nieder, aber mit einem „eisernen Muskelorsett“), sondern auch der Heilung oder Linderung von Krankheiten stellt — diese Konsequenz könnte von sehr vielen, die es sehr angeht, beachtet werden. Galt es zuerst der „Atmungskunst des Menschen im Dienste der Wissenschaft (Heilkunde)“, so versuchte der zweite Vortrag die musikalische Ergänzung, also „die Atmungskunst des Menschen in Verbindung mit Ton und Wort im Dienste der Kunst — Basis des Gesanges“.

Auf die interessanten, zumal heilgymnastischen Demonstrationen einzugehen, mit denen die Vortragende ihre Worte erläutert, fehlt uns der Raum oder vielmehr insofern die Absicht, als es sich uns immer wieder um die uralte Hauptsache handelt: Atembildung als Grundlage des Sprechens, Singens und Gesundseins.

Kleines feuilleton.

Schwulst. Der Schwulst ist eine unter den Tageschriftstellern weit verbreitete Krankheit. Nicht daß ihnen die Arme und Beine öfter angeschwollen wären als anderen Sterblichen; man gebraucht das Wort Schwulst in übertragener Bedeutung auch von einer gewissen Fülle der Schreibweise, und zwar dann, wenn mehr Worte gebraucht werden, als der Gedanke verlangt oder der Sache angemessen ist. Besonders die Verben kommen und bringen haben's ihnen angetan. Verwenden ist nichts, wohl aber zur Verwendung kommen oder bringen, ausgeführt werden ist simpel, keineswegs aber zur Ausführung kommen oder der Abwechslung halber zur Ausführung gelangen. Heutzutage wird ein Stück nicht mehr aufgeführt, sondern es gelangt zur Ausführung oder wird zur Ausführung gebracht. Ebenso wurden vor einigen Tagen einige Glanz-

Hygienisches.

nummern mit Klavierbegleitung von Herrn Direktor Nelson in Donaufestungen zum Vortrag gebracht. So klingt es großartig und so ist es dem erhabenen Augenblick angemessen.

Doch gehen wir zu ganz gewöhnlichen Begebenheiten über. Ein Automobil stößt nicht mehr mit einem Straßenbahnwagen zusammen, sondern es findet ein Zusammenstoß zwischen dem stinkenden und dem geruchlosen Gefährt statt. Bei der letzteren Ausdrucksweise hört man im Geiste wahrscheinlich ein größeres Krachen. „Sich zeigen“ scheint gänzlich aus dem Wörterverzeichnis verschwunden zu sein, denn jetzt tritt alles in die Erscheinung. Man weiß wirklich nicht, ob man mitleidig lächeln oder den philosophischen Tiefinn des Schreibers bestaunen soll, wenn man Sätze wie den folgenden liest: Hierbei trat deutlich in die Erscheinung, daß die Prügelstrafe eines der ungeeignetsten Mittel ist, die Unarten der Kinder zu beseitigen. Soviel ich mich erinnere, rührt diese Lebensart von Kant her, der damit den Gegensatz bezeichnen will, der angeblich zwischen den Dingen als Wahrnehmung, also als Erscheinung, und dem Dinge an sich besteht. Bei ihm hat das Wort einen ganz bestimmten philosophischen Sinn und hat gewissermaßen immer den Nachdruck. Für gewöhnliche Verhältnisse reicht das einfachere und kürzere „sich zeigen“ recht gut aus und hat den Vorzug einen nicht lächerlich zu machen.

Nicht ganz so unsinnig, aber nicht weniger geschmacklos sind die Fälle, wo ein ganz einfaches Verbium unnützerweise durch eine Lebensart ersetzt wird, wie Folge leisten, Verdacht leisten, Abbitte leisten usw. oder durch eine schleppende Weiterbildung verdrängt wird. Geld wird nicht mehr eingenommen oder ausgegeben, sondern nur noch vereinnahmt oder verausgabt, das Porto wird nicht mehr ausgelegt, sondern verauslagt. Selbst einfache Adverbien wie oft und viel genügen nicht mehr, sondern sie werden durch häufig, des öfteren, bedeutend und unverhältnismäßig ersetzt, jedes „sehr“ und „mehr“ wird durch in hohem Grade, in ausgebeutetem Maße, in höherem Grade oder in ausgedehnterem Maße umschrieben. Selbst die Aushängezettel eines gewöhnlichen Hausbesizers, die doch nicht hinter dem allgemeinen Stil zurückbleiben können, kündigen an, daß der Laden per sofort zu vermieten ist. Sie machen eben alle den Geschwollenen, und doch würde alles ohne den Schwulst viel besser und einfacher aussehen.

E. W.

Erziehung und Unterricht.

Selbstregierung in der Schule. Von einem interessanten pädagogischen Versuche, der in der Polytechnischen Schule in Los Angeles in Kalifornien mit glücklichem Erfolge angestellt wurde und sofort bei einer Reihe amerikanischer Lehranstalten praktische Nachahmung gefunden hat, berichtet die *Veilage der „Münchener Neuesten Nachrichten“* nach „Atlantic Monthly“: „Es handelte sich darum, Ordnung, Betragen und Disziplin der Schüler dem Urteil und gewissermaßen der Oberaufsicht der gesamten Schülerschaft zu unterstellen, um damit ihren Stolz und schon in früher Zeit ihr eigenes Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken und zu stärken. Ein Schuljungenstreik war der Ausgangspunkt des interessanten Reformversuches. Der günstige Erfolg dieses ersten Versuches veranlaßte den Direktor, die Wahl eines ständigen Aufsichtsausschusses anzulegen, dessen Urteil alle Schüler anheimgegeben wurden, die gegen die Schuldisziplin verstößen oder sonst durch ihr Betragen Tadel verdient hatten. Damit fiel die Ueberwachung der Schüler während der Pausen und Erholungsstunden fort, denn das Komitee übernahm die Aufsicht und die Bestrafung all jener kleinen Ausschreitungen, die in einer Schule, in der eine gesunde Jugend beizummen ist, nie völlig verschwinden werden. Die Autorität des Lehrers beschränkte sich auf die Unterrichtsstunden, und wenn ein Schüler durch sein Benehmen Anstoß erregte, so pflegte der Lehrer selbst den Schuldisziplin dem Komitee zur Beurteilung zu überweisen. Da in den meisten amerikanischen Schulen Koedukation (gemeinsame Erziehung beider Geschlechter) herrscht, beschloß man darauf, diese „Selbstregierung“ auch auf die Schülerebenen auszudehnen, und so bildeten sich zwei Komitees, ein Knaben- und ein Mädchenkomitee, die die Aufsicht über die Schülerschaft übernahmen. Alle sechs Monate wurde ein neuer Präsident und eine neue Präsidentin gewählt, denen als Ratgeber je zwei Vertreter jeder Klasse zur Seite standen. Es ist bemerkenswert, mit welchem Erfolge die Zöglinge an ihre neuen Rechte und Pflichten herantraten; selbst die unterbesserlichsten Störenfriede wurden in dem Augenblick, als sie zu Mitgliedern des Komitees gewählt wurden, zu strengen und unparteiischen Richtern, die eifrig bemüht schienen, die Würde ihres Amtes zu wahren. In dieser Hinsicht hat die neue Einrichtung auf die Charakterbildung der Schüler einen außerordentlich günstigen Einfluß gezeitigt und das Verantwortlichkeitsgefühl gefestigt. Die Amerikaner betrachten es als eine ideale Vorbereitung für den künftigen Bürger. Die Schüler selbst fügen sich widerspruchlos der „öffentlichen Meinung“ ihrer Gefährten, und sie nehmen die verhängte Strafe als gerecht hin, wo früher durch die Strafgewalt erwachsener Vorgesetzter nicht selten heimliche Verbitterung und Trotz aufkeimten. Bezeichnend für den guten Einfluß dieser Schülerjustiz ist es, daß während der vier Jahre, in denen dieses System in Los Angeles in Anwendung ist, nicht ein einziges Mal Beschwerden an den Direktor gelangten, der als höchste Berufungsinstanz sich das Recht vorbehalten hat, die Urteile des Komitees nötigenfalls zu korrigieren. Selbst die strengsten von dem Schülergericht verhängten Strafen wurden von dem Betroffenen widerspruchlos hingenommen.“

Die Gefahren des Telephons. Neuester interessante Mitteilungen über das Vorkommen von Tuberkulosebazillen in den Mikrophonen der Telephonapparate werden in der Zeitschrift für Schwachstromtechnik gemacht. Danach hat Dr. Francis J. Allan, der Medizinalbeamte von Westminster, eingehende Versuche an einem öffentlichen Telephon in der Londoner Zentralbörse angestellt, die in der ärztlichen Welt Englands großes und berechtigtes Aufsehen erregt haben. Die Mundöffnung des Apparates wurde mit einem Tuch abgewischt und der Inhalt des Tuches dann zu Versuchen an zwei Meerschweinchen benützt. Das erste Meerschweinchen starb 23 Tage, nachdem ihm von dem Inhalt des Wischtuchs etwas eingeimpft worden war, und die Sezierung ließ ausgesprochene Symptome der Lungentuberkulose erkennen. Das zweite Meerschweinchen starb 27 Tage nach der Injektion und zeigte ähnliche Zeichen der Ansteckung. Diese Experimente beweisen, daß Tuberkulosebazillen von öffentlichen Telephonapparaten, wie sie jetzt allgemein im Gebrauch sind, leicht übertragen werden können. Sie legen ebenso die Notwendigkeit dar, alle Telephone, seien sie im öffentlichen oder privaten Gebrauch, in bestimmten Zwischenräumen zu desinfizieren. In der Londoner Börsenbörse werden bereits nach einem Uebereinkommen mit der Englischen Postverwaltung 50 Telephone täglich mit einer desinfizierenden Flüssigkeit abgewaschen. Es ist auch für Deutschland und namentlich für Berlin mit seinen zahlreichen öffentlichen Fernsprechstellen von Wichtigkeit zu wissen, daß die dunklen Telephonzellen mit ihrer stickigen Luft, den schmutzigen Erdböden, dem Staub, der von der Straße hineingebracht und von jedem das Telephon Benutzenden eingeatmet wird, den denkbar günstigsten Nährboden für schädliche Mikroben darstellen.

Ueber experimentelle über die Infektionsgefahr in Psthisikerwohnungen und im Krankenhaus sowie über die soziale Bedeutung der neuesten Tuberkuloseforschungen hielt Donnerstag Dr. A. Wolff-Eisner in der Gesellschaft für soziale Medizin einen längeren Vortrag. Der Vortragende gab zunächst ein übersichtliches Referat über den vor kurzem in Amerika abgehaltenen Tuberkulosekongress und seine Eindrücke von der Tuberkulosebekämpfung in Amerika. Wie er berichtete, ist die Tuberkulosesterblichkeit in Amerika außerordentlich groß, speziell in Groß-Newyork und in Brooklyn. Auf den Straßenbahnen werden den Fahrgästen Billetts in die Hände gedrückt, auf denen gedruckt steht, daß in Brooklyn jeder dritte Mensch an Tuberkulose stirbt und jeder, der des Nachts schwitzt, ersucht wird, einen Arzt aufzusuchen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Krankheit nicht nur in den ärmeren Kreisen so verheerend auftritt, sondern auch in den besseren Gesellschaftskreisen. Der Vortragende wies darauf hin, daß in der Stadt New York ungeheurer Staub vorhanden ist, worauf vielleicht die große Erkrankungszahl an Tuberkulose zurückzuführen ist. Das Interesse an der Bekämpfung der Seuche in Amerika ist sehr groß, die Hauptdifferenz aber besteht jenseits des Ozeans in dem Fehlen der sozialen Gesetzgebung. Die Staub- und Rauchplage hat sich seit einigen Jahren dort gemindert, während sie sich bei uns durch den gesteigerten Straßenverkehr vermehrt hat. Im Zentralpark und auf Landchauffeen hat man in New York insofern für Staubfreiheit gesorgt, als die Chauffeen geölt werden. Dagegen sind unsere Grunewald- und Habelchauffeen nicht zu betreten wegen der Staubwolken, die die Automobile hervorrufen, sodas von Erholung und reiner Luft keine Rede mehr ist. Die Rauchplage hat in New York insofern eine praktische Lösung gefunden, als dort keine Weichkohle, sondern nur Anthrazit in den Defen gebrannt werden darf. Die Hunderte von Zügen, welche den Tag über New York durchfahren, müssen bis zwei Meilen vor der Stadt eine elektrische Lokomotive vorgespannt erhalten. Sehr ernst wird das Spudverbot gehandhabt; strenge Strafen stehen auf der Nichtbefolgung, Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre und Geldstrafen bis zu 500 Dollar. Als wünschenswert bezeichnete es Dr. Eisner, wenn auch bei uns ernstlich gegen die Unsitte des Auspußens Front gemacht würde. Zu der Heilstättenfrage übergehend, betonte er, daß die Heilstätten ihren Zweck deshalb nicht erfüllen, weil zu viel Kranke mit sog. inaktiver Tuberkulose aufgenommen werden. Er gab auch die Mittel an die Hand, dies zu verhindern, um so zu einer einwandfreien Statistik der Heilstättenfolge zu gelangen. Sodann wandte er sich den Versuchen zu, welche den experimentellen Nachweis der Tuberkuloseinfektionsgefahr unter den Verhältnissen des täglichen Lebens betreffen. Diese Untersuchungen sind im Krankenhaus Friedrichshain und gemeinsam mit der Ortskrankenlasse der Kaufleute in der Weise angestellt worden, daß Meerschweinchen mit Psthisikern zusammengebracht wurden. Während es bisher nicht möglich war, Tuberkulosebazillen in der Luft von Krankenzimmern nachzuweisen, verlangen die Ergebnisse der angestellten Versuche doch die folgenden Postulate notwendig: 1. Die Trennung Tuberkulöser von anderen Patienten, 2. Trennung der Inaktio-Tuberkulösen von den Patienten mit offener Tuberkulose und 3. absolute Trennung der Verdächtigen von den Tuberkulösen; diese sind in erster Linie die Befährdeten. Wohl ist diese Trennung energisch schon in Angriff genommen, nicht nur bei Tuberkulose, sondern auch bei Typhus, aber noch nicht vollständig durchgeführt.